

(Nachdruck verboten.)

91

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Mrs. Latch hatte noch kein Wort zu ihr gesprochen. Heute morgen, als sie in die Küche kam, schien es Esther, als sähe sich die Bestrengte mit der Miene eines Menschen um, der gern einen Grund zum Tadeln und Schelten entdecken möchte. Sie hatte mit kurzen Worten Esther befohlen, sich zu beeilen und den Tisch von neuem zu decken. Die Männer und Jungen, die zuerst gefrühstückt hatten, waren die Stallbediensteten; nun mußte das Frühstück für die andre Dienerschaft bereitet werden.

Die Person im dunkelgrünen Kleide, die ihre blaurote Nase so hoch trug, war die Kammerjungfer Miss Grover. Sie richtete gelegentlich ein herablassendes Wort an Sarah Tuder, ein langes, mageres Mädchen mit dünnem, sommerprossigem Gesicht und dunkelrotem Haar. Der Haushofmeister fühlte sich heute nicht wohl und kam nicht zum Frühstück herunter. Esther mußte ihm eine Tasse Thee aufs Zimmer tragen.

Dann hatte sie Teller zu waschen, Messer und Gabeln zu putzen, und als sie damit fertig war, gab es Kohl, Kartoffeln, Zwiebeln zuzubereiten, Löffel mit Wasser zu füllen und Feuerung herbeizuschaffen. Sie arbeitete tüchtig hintereinander weg und wartete dabei auf das Erscheinen der Mrs. Barfield, die, wie sie hörte, stets um zehn Uhr in die Küche kam, um das Mittagessen zu bestellen. Es war jetzt etwas nach neun. Die Rennpferde kamen eben wieder durch das Gitter zurück. Margarete rief einen kleinen, vertrockneten Mann mit gelbem Anlich an:

„Nun, Mr. Randal, glauben Sie, daß der „Alte“ zufrieden ist?“

John gab keine deutliche Antwort; er murmelte nur etwas und schien durch sein ganzes Benehmen andeuten zu wollen, daß er das weibliche Interesse für Wetten und Rennen verachte; und als nun noch Sarah und die Grover ihm den Korridor herab entgegenseilten, ihn festhielten und mit Fragen überschütteten, ob Silberschwanz die Probe bestanden habe, schob er sie ärgerlich beiseite und erklärte, daß er, wenn er Besitzer von Rennpferden wäre, nicht einen weiblichen Dienstboten im Hause halten würde.

„Nein verflucht dies Geschnatter! Seine Probe bestanden! Was zum Teufel verstehen denn diese Weiber davon?“ Das weitere murmelte John in seinen hohen Hemdtragen hinein, während er nach seinem Zimmer eilte und die Thür hinter sich zudrückte.

„Ist das ein ekelhafter kleiner Kerl!“ sagte Sarah, „er hätte uns doch sagen können, wer gewonnen hat. Er kennt den „Alten“ doch schon so lange, daß er mit einem Blick auf sein Gesicht weiß, ob alles in Ordnung ist oder nicht.“

„Man kann wahrhaftig nicht mehr mit 'nem Burschen abends am Parkgitter ein Wort reden,“ rief Margarete, „ohne daß es John nicht gleich am nächsten Morgen weiß. Peggy“) haßt ihn; Ihr wißt doch, wie sie immer im Küchengarten auf und ab spaziert, um den jungen Johnson zu treffen, wenn er nach Hause kommt.“

„Ich verbitte“ es mir, in meiner Küche zu klatschen,“ rief Mrs. Latch. „Seht Ihr das Mädchen da nicht? Die kann nicht mal mit ihren Sachen durch!“

Esther wäre ganz gut mit ihrer Arbeit fertig geworden, wenn nicht der Lurch für die Herrschaft zu besorgen gewesen wäre. Miss Mary erwartete Gäste zum Tennispiel. Es gab gebratene Hühner, Koteletts à la Soubise und Curry*); zum Dessert gab es ein Gelee und ein Blancmanger, eine Art Flammeri. Esther wußte noch nicht, wo alle Sachen standen, und es wurde somit viel Zeit unnütz verloren.

„Rühren Sie sich nur ja nicht,“ rief die alte Köchin von Zeit zu Zeit, „da kann ich es mir ebenso gut selber suchen.“

Auch Mr. Randal geriet in schlechte Laune, denn sie hatte die heißen Teller nicht bereit und konnte noch nicht unter-

scheiden, welche für die Herrschaft waren und welche für die Küche. Doch sah sie nun schon ein, daß sie nicht heftig oder zornig werden durfte, daß die einzige Möglichkeit, sich ihre Stelle zu sichern, darin bestand, sich möglichst unbemerkt und still zu verhalten. Sie mußte eben lernen, sich zu ducken, mußte und wollte es. In dieser Stimmung und mit diesem Entschluß betrat sie das Zimmer der Dienerschaft, in dem gegessen wurde.

Es waren nur zehn oder zwölf um den Tisch versammelt, aber sie saßen so dicht beisammen, daß sie ihr viel zahlreicher erschienen, und wohl die Hälfte dieser Gesichter, die sich sämtlich ihr zuwandten, als sie sich neben Margarete Gale setzte, waren ihr unbekannt. Da waren die vier häßlichen kleinen Jungen, die sie auf den mageren Pferden gesehen hatte; aber sie erkannte sie nicht gleich wieder; und ihr fast gegenüber, neben der Kammerjungfer, saß ein kleiner Mann von etwa vierzig Jahren, mit fahlem, sandfarbenem Haar. Er hatte bedeutende Anlage zur Korpusulenz, und ein rundgeschnittener kleiner Bart wuchs auf seinen bleichen Wangen. Mr. Randal saß am oberen Ende des Tisches und teilte den Pudding aus. Er nannte den kleinen Mann mit dem sandfarbenen Haar Mr. Swindles; aber Esther erfuhr nachher, daß sein eigentlicher Name Ward, und daß er der oberste Reitknecht Barfields war. Ferner entdeckte sie, daß der rothaarige kleine Junge, der von allen der „Kleine Teufel“ genannt wurde, durchaus nicht so hieß, und sie sah ihn ganz erstaunt an, als er ihr leise ins Ohr flüsterte, daß er viel drum geben würde, mal tüchtig in den Pudding dort hineinbeißen zu dürfen, doch sei derselbe so riesig nahrhaft, daß er nicht mal wagen dürfte, daran zu riechen. Als er sah, daß das junge Mädchen ihn nicht verstand, fügte er erklärend hinzu:

„Sie wissen doch, daß ich mein Gewicht stets unter sechs Stein*) halten muß; aber das wird mir manchmal ver-teufelt schwer.“

Esther gefiel der nette kleine Kerl, und sie suchte ihn zu überreden, etwas von dem Pudding zu essen, wenn er ihn so gern mochte.

Aber Mr. Swindles ersuchte sie über den Tisch hinüber, solche Dinge hier zu lassen, und da sich hierdurch die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf den Knaben richtete, erstaunte Esther über die große Bewunderung, die man ihm zollte, und die wichtige Stellung, die er hier, trotz seiner winzigen Gestalt, einzunehmen schien, während man die größeren Jungen fast gar nicht beachtete. Ein Junge mit langer Nase, trüben Augen und schmaler Brust, der auf der andern Seite des Tisches zur Linken von Mr. Swindles saß, schien der Hanswurst der Gesellschaft zu sein; er wurde unablässig von allen geneckt, und namentlich Mr. Swindles wurde nicht müde, den Jungen aufzuziehen. Jetzt eben erzählte er, welches Pech der arme Jim mit dem „Alten“ gehabt hätte.

„Warum nennt man ihn denn immer Mr. Leopold, wenn er eigentlich Mr. Randal heißt?“ wagte Esther den „Kleinen Teufel“ zu fragen.

„Nach Leopold Rothschild,“ antwortete der „Kleine Teufel“, „er ist fast ebenso reich wie der. Beim „City and Sub“**) hat er einen Haufen Geld gewonnen; schade, daß Sie nicht da waren, da hätten Sie auch was wetten können.“

„Ich habe die City noch nie gesehen,“ antwortete Esther unschuldig.

„Was? Nie die „City and Sub“ gesehen? O! ich war mit dabei, hatte eine Menge Geld gesetzt und drückte mich einen Moment von meinen Pferden, als ich gerade unbemerkt war. Der Tinman kriegte mich aber sogleich beim Ohr — er kam wie toll angeschossen — 's ist 'n greulicher Kerl, der Tinman. Aber, Donnerwetter! da bekam ich es eflig vom „Alten“. Er war wütend auf mich.“

Die Teller sämtlicher Jungen, mit Ausnahme des „Kleinen Teufels“, waren jetzt vollgehaßt mit Beefsteak, Kartoffeln und Gemüse, ebenso auch Esthers Teller. Mr. Leopold, Mr. Swindles, das Hausmädchen und die

*) Diminutiv für Margarete, Gretchen.

**) Gewürztes Fleisch mit Reis, eine in England sehr beliebte Speise.

*) 38 Kilogramm.

**) City and Sub = City and Suburban, der City- und Vorstadtpreis.

Stückchen Speise von einer Hammelkeule, und ein ganz kleines Stückchen davon wurde auch dem „Kleinen Teufel“ hinübergereicht.

„Das soll nun ein Mittagessen für einen Menschen sein!“ rief er verächtlich aus. Er nahm Messer und Gabel zur Hand und sagte, indem er zu essen begann: „Sie brauchen wohl noch niemals drei Pfund abzunehmen. Nein, das brauchen Mädchen ja nie, und dabei habe ich solch' eine Neigung, dick zu werden, man sollte es kaum glauben; wenn ich nicht jeden zweiten Tag bis nach Portslade und wieder zurück marschiere, nehme ich sofort drei oder vier Pfund zu. Na, dann geht's gleich los mit der Medizin, und dann bin ich ganz geliefert. Können Sie Medizin nehmen?“

„Ich habe einmal drei Beecham-Pillen eingenommen.“
„Ach, Pillen! Das ist gar nichts! Können Sie Ricinusöl nehmen?“

Esther blickte den kleinen Jungen ganz erstaunt an. Swindles hatte die Frage gehört und brach in lautes Gelächter aus. Nun wollten alle wissen, worüber gelacht wurde, und da Esther das Gefühl hatte, daß man sie necken wollte, verweigerte sie jede Antwort.

Die erste Portion Pudding und Hammelbraten hatte den schärfften Hunger gestillt, und, bevor sie um eine zweite Portion baten, stützten sie sich alle mit den Ellbogen auf den Tisch, saßen da mit offenem Munde, lauschten, plauderten und lachten. Es war ein kahles, häßliches Zimmer, von einem einzigen Fenster erhellt, in dessen Umrahmung das strenge Antlitz der Mrs. Latch wie eine dunkelgraue Silhouette erschien. Das Fenster blickte auf einen der kleinen Hinterhöfe hinaus, und das spärliche Nordlicht warf graue Schatten auf die lachenden, aufhorchenden Gesichter.

„Ihr wißt doch —“ sagte Mr. Swindles und sah Jim an, als wollte er sich vergewissern, ob der Junge auch noch da wäre und seinen Sarkastischen Bemerkungen nicht entschlüpfen könnte. „Ihr wißt doch, wie schnell der „Alte“ spricht, und wie er es nicht leiden kann, noch einmal zu wiederholen, was er gesagt hat. Da nun unser guter Jim dies auch weiß, so antwortet er ihm immer: „Jawohl, jawohl, Herr.“ — „Gast du mich auch gut verstanden?“ sagt der „Alte“. „Jawohl, jawohl, Herr!“ antwortet Jim, der nicht ein Wort verstanden hat, sich aber darauf verläßt, daß wir es ihm sagen werden. Kaum ist der „Alte“ außer Hörweite, so kommt auch schon mein guter Jim an: „Was sollte ich doch thun? Was hat er gesagt?“ Nun aber waren wir andern heute alle weit voraus gewesen und Jim allein mit dem „Alten“. Wie gewöhnlich sagt der: „Gast du mich auch gut verstanden?“ und wie gewöhnlich antwortet Jim: „Jawohl, jawohl, Herr!“ Als Jim nun zu uns herankam, ahnte ich schon gleich, was passieren würde, und sagte ihm: „Wenn du nicht ganz genau verstanden hast, was er gesagt hat, rate ich dir, lieber zurückzugehen und zu fragen.“ Jim aber behauptete, er habe ihn ganz genau verstanden. „So, na, was hat er dir denn aufgetragen?“ fragte ich. „Er hat mir gesagt,“ sagt Jim, „ich soll die Mähre bis dort ganz hinaus, bis ans Ende der Rennbahn reiten, wo er mich erwarten würde.“ Mir kam das gleich komisch vor. Ich konnte mir nicht denken, daß der „Alte“ ein Pferd wie Firefly einen solchen Galopp machen lassen würde. Jim aber schwor, er habe recht gehört, und beide fausten davon, bis jenseits von Southwickhill. Ich konnte von weitem nur sehen, wie der „Alte“ ganz wild mit den Armen in der Luft herumfuchtelte; was er sagte, konnte ich nicht hören; das wird Euch Jim erzählen. Er hat's Dir gut gegeben, was, Du alter Grütkopf?“ sagte Mr. Swindles und gab dem Jungen einen Klaps auf die Schulter.

„Ihr könnt lachen, so viel Ihr wollt. Ich bleibe dabei, daß er mir gesagt hat, mit dreioiertel Geschwindigkeit zu ihm hin zu galoppieren,“ erwiderte Jim, und um die Unterhaltung auf ein andres Thema zu bringen, bat er Mr. Leopold, ihm noch einmal Pudding aufzulegen. Und die hungrigen Augen des „Kleinen Teufels“ verfolgten eifrig jeden Bißchen, den der Grütkopf in den Mund steckte. Als er sah, daß Esther kein Bier trank, rief er:

„Na, so was lebt nicht! Wenn man Ihnen zusieht, was Sie essen und trinken, könnte man beinahe glauben, daß Sie auf Goodwood den Silberschwanz zu reiten hätten.“

Die Bemerkung wurde mit allgemeinem Gelächter aufgenommen, und wie berauscht von seinem Erfolge schlang der „Kleine Teufel“ seine beiden Arme um Esther und sagte: „So, nun geht's los, jetzt halten Sie Ihr Pferd gut im Zügel und dann —“

Aber der „Kleine Teufel“ hatte sich verrechnet. Er hatte

nicht geglaubt, daß dies sittsame, ruhige, kleine Mädchen im Stande sein würde, so aufzuklappen, und eine tüchtige Ohrfeige ließ ihn heulend und erschreckt in seinen Stuhl zurückfallen.

„Eftiges Frauenzimmer!“ wimmerte er, „können Sie denn keinen Scherz verstehen?“

Aber Esther war jetzt empört. Von der ganzen Unterhaltung während des Mittagessens hatte sie auch nicht ein Wort verstanden und hatte im Vollbewußtsein ihrer Armut und Unwissenheit sich eingebildet, daß manche der bissigen Bemerkungen des „Kleinen Teufels“ auf sie gemünzt waren; und während sie sich jetzt vergeblich bemühte, ihre Empörung herunterzuwürgen, drang ein wahrer Regen von Schimpfwörtern von den andren kleinen Zungen undeutlich an ihre Ohren.

„Eftiges, dreifiges, bostiges Geschöpf!“ riefen sie; „Rüchenbesen“ und so weiter; auch verstand sie nichts von der geflüsterten Beratung der Jungen, die ein Komplott schmiedeten, sie „zu ducken“, wenn sie an den Ställen vorbeikäme. Die ganze Gesellschaft sah etwas verlegen aus, namentlich Grover und Mr. Leopold. Margarete aber sagte:

„Nun werden diese frechen Jockeybengels bald merken, daß das Dienstbotenzimmer hier kein Pferdestall ist. Sie dürften hier gar nicht hereingelassen werden.“

Mr. Leopold nickte und befahl dem „Kleinen Teufel“, mit seinem Geheule aufzuhören; er fügte hinzu: „So weh kann es Dir gar nicht gethan haben, sei nicht so albern und hab' Dich nicht so. Komm, trodne Deine Thränen und is' ein Stück Johannisbeerkuchen, oder mach', daß Du rauskommst. Mr. Swindles will uns jetzt erzählen, wie das Versuchrennen ausgefallen ist. Wir wissen, daß Silberschwanz gewonnen hat. Aber wir haben noch nicht gehört, wie, wo und warum, und wie die Gewichte waren.“

„Hm!“ sagte Mr. Swindles, „da kann ich Ihnen nur folgendes sagen:

„Ich ritt bis auf ein, zwei Pfund mit acht Stein sieben*), und der „Kake“ hat, das wissen Sie ja, höchstens sieben Pfund unter dem Bayleaf. „Ginger“ reitet so ziemlich gleich schwer wie ich — sagen wir rund acht Stein sieben, das, glaube ich, kann er machen —, und der „Kleine Teufel“ reitet jetzt — na, das wissen wir ja — über sechs Stein, in seinem gewöhnlichen Anzuge sechs Stein sieben.“

„Ja, ja, aber wer kann wissen, ob nicht sieben, vielleicht gar zehn Pfund Blei im Sattelzeug stecken?“

„Der „Kleine Teufel“ sagt nein, nicht wahr, „Kleiner Teufel“?“

„Ich weiß nicht, es ist mir auch egal, aber ich will mich nicht von 'nem Küchenmädchen hauen lassen!“

„Ach! Nun aber halt 's Maul oder mach', daß Du rauskommst, wir haben nun genug davon gehört,“ sagte Mr. Leopold.

„Also ich startete nach Vorschrift. „Ginger“ war mir etwa dreiviertel Pferdelänge voraus, aber da war er schon fast aus dem Sattel raus. Der „Alte“ stand dreiviertel Meile von unserm Start, und das nahm „Ginger“ ziemlich leicht, aber nun hieß es: Weiter bis nach der Mühle, und das gewann der „Kleine Teufel“ mit 'ner halben Pferdelänge, das heißt, wenn „Ginger“ ihn nicht vielleicht absichtlich hat gewinnen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Kunstsalons.

In dem Rastirerschen Kunstsalon begegnet man wieder einmal einem, an dem man immer seine Freude hat: Wilhelm Trübner. In unbeirrter Tüchtigkeit geht er seinen Weg. Er eilt nicht. Er wird nicht unruhig, ob er das Ziel erreicht. Wichtig und schwer ist sein Schritt. Und ruhig blickt das Auge.

Da ist eine alte Frau von ihm. Er betont besonders: „mit zwei Händen“. Es ist überflüssig hervorzuheben, daß diese Hände energisch und sachlich-liebevoll modelliert sind. Es sind typische Hände und doch ganz persönlich charakterisiert. Die Hände einer Alten, deren Leben Sorge und Mühe war. Und noch ein andres redet aus dem famosen Kopf. Ein fester Blick, hinter dem allerlei verborgen schlummert, das das Leben zudeckt, aber nicht verschüttete. Und der Mund ist stumm. Schmal sind die Lippen und die Jüge zerfurcht, aber nicht hart. Ein wenig ist der Mund geöffnet, wie das bei alten Leuten oft der Fall ist. Sie sehen viel und sie verschließen viel. Beinahe scheint es manchmal, als wäre ihr Blick nach innen gewandt. Und doch sind diese Leute immer Zeit ihres Lebens Wirklichkeits-

*) 54 Kilogramm.

naturen gewesen, haben es sein müssen. Geredet haben Leute dieser Art nicht viel. Pflichten haben sie übernommen, stillschweigend und das sittliche Maß gefühlt, nicht viel gehadert und gerechdet darum. Es wird einem warm und ernst bei solchen Bildern, in denen eine tiefe, sittliche Volkskraft überzeugend festgehalten ist.

Die gleiche, charakteristische Sprache reden die Landschaften: „Walbeingang“, „Landschaft“, „Gemüsegarten“, „Schloß Lichtenberg im Odenwald“.

Schwer und grau und, gegen die sprühenden Landschaften unserer modernen Künstler gehalten, beinahe lichtlos. Dies ist nur das erste Empfinden. Diese Natur ist persönlich gesehen. Nicht im Fluge eines vorüberfliehenden Momentes, dem die Phantasie nachhilft, sondern weise Wahl gleich aus, glättete das Krasse, schuf. Das ruhige, gefestigte Empfinden eines vollkräftigen Mannes, der nicht das Flunkern liebt, der aber auch nicht still sich mit dem Errungenen begnügt, redet daraus. Ein männliches Streben.

Eine Stufe tiefer kommen wir zu Lucien Simon. Auch er hat zwei Bilder, die in fest unruhiger Art alte Leute darstellen. Diese müssen aus früherer Zeit stammen. Sie sind schwer in Ton und Farbe. Namentlich der Alte, der neben seiner Frau auf dem Sofa sitzt, ist fein plastisch modelliert. Dann entwickelt sich Farbe und Licht. Seltzam wirkt — düster und warm zugleich, farbig und doch dunkel im Gesamton — der „Tanzsaal in der Bretagne“. Ist es nur das Fremdartige, das sich in den volllichen Charaktertypen da ausdrückt in Kostüm und Geste — etwas Schwer-Leidenschaftliches, Excentrisches und doch Klumpes —: etwa eine Mischung von Germanen- und Galliertum?

Von da geht der Weg der Farbe immer mehr aufwärts zum Licht. Ein Akt in der Stube, die Kleider liegen nebenbei auf dem Stuhl, erinnert in der Stellung der halb im Stuhl liegenden Figur an einen gleichen Vorwurf Besnards. Doch ist eine Klüft dazwischen wie zwischen banger Wirklichkeit und Traum. Bei Besnard war etwas Persönliches fühlbar. Hier weiß man nicht recht wozu? Es werden so unendlich viel Akte gemalt, daß man nach der Berechtigung forscht, sobald wieder einer aufsteht, namentlich, wenn er präventiv auftritt, wie dieser hier und schon durch die Größe seines Formats verblüfft. Räumlich fein ist ein kleines Bild mit verschiedenen Männertypen: „Männer-Ahl“. All diese Köpfe hintereinander und übereinander, und im Hintergrund die graue Wand mit der geöffneten Thür — unmerklich vertieft sich so der Raum.

Feines Farbengefühl behundet ein Bild: „Die Dienerin“. Vor einem geöffneten Küchenschrank, dessen Innenwände blau gehalten sind — allerlei Töpfe und Teller bauen sich auf den Regalen auf — steht das Mädchen in schwarzem Kleid und hält ein Tablett mit Geschirr. Das Grau der Teller, die blaue Wand des Schrankes, das schwarze Kleid und die weiße Haube geben eine feine Zusammenstimmung. Dieses Farbengefühl, das uns ein wenig fremd ist, zeigt sich auch in einem frei aufgebauten Stilleben.

L. Simon versteht vornehm und zurückhaltend zu charakterisieren. Das sieht man an einem Damenporträt. Dieses Zurücktreten, dem man doch anmerkt, daß der Künstler nicht aus Oberflächlichkeit handelt, sondern das Bezeichnende doch sieht, berührt angenehm.

Nimmt man nun noch die beiden letzten, ganz farbigen, freien Landschaften, so stehen Anfang und Ende der Laufbahn wie Gegensätze gegeneinander. Es ist wie ein lehrreicher Diskurs, den uns Kassirer mit diesem Maler giebt. Nicht das erste Mal. Der ursprünglich schwerfarbige Maler geht über zum Licht, zur Farbe, die im Licht sich bewegt. Es ist eine beinahe typische Entwicklung, die die frühere Generation unserer Künstler durchmachte. In jedem Einzelnen wiederholt sich ein Allgemeines.

Doch hier — kehrt man gern zum Anfang zurück, zu den Porträts der Alten. Es ist weniger Lernen hier zu sehen. Aber mehr Charakter.

Oder ist auch der — gelernt? Man weiß es bei Simon nicht recht. Doch das fühlt man, daß er zu denen gehört, die ehrlich lernten.

Auf einem Selbstporträt sperrt Philipp Klein gähnend seinen Rachen. Das heißt, er gähnt nicht, sondern er lacht. Lacht so, daß beide Reihen Zähne sichtbar sind. Es könnte ein Kellameplalat für Odo oder sonst ein Zahntwasser sein.

Dieses Porträt erinnert in seiner erdigen Farbe und seinem absichtlich bravourösen Strich aufdringlich an Franz Hals. So geht es einem überhaupt mit diesem Künstler. Sein Porträt ist typisch für seine Kunst.

Er stört sich selbst nicht. Er ist unbeschwert. Viele andre junge Künstler stehen sich selbst immer im Wege und kommen nicht an sich vorbei. Sie wollen zu viel. Klein erledigt seine Sache immer flott und mit Geschma. Er ist ein Begabter — unleugbar. Aber ein Künstler?

Er malt Landschaften, die sich zwanglos räumlich vertiefen und die Farben leuchten auf der Fläche des Sees. Es ist alles gut gegeben. Rein Zuviel stört. Es könnte ganz gut sein. Flugs legt er ein hübsches, kokett gekleidetes Dämchen ans Ufer. Oder er setzt ein Liebespaar, das sich umschlungen hält, auf die Bank. Nicht etwa träumerisch. Einfach eben so — man thut's so. Es macht sich nett.

Diese triviale Oberflächlichkeit deutet die Grenze an. Dabei hat er Fähigkeiten. Das „Porträt des Dr. E.“ zeigt das. Es ist sachlich und ruhig. Freilich auch nichts weiter als technisch gut gemalt. Aber es stört nichts.

Sowie man mehr erwartet als Geschma, den die Zeit und zeitliches Können bildete, versagt er. Seine „Stilleben“ sind geschmackvoll. Weiter nichts. Sie sind mit Geschma heruntergepinselft. Man spürt die Fügigkeit und die Schneidigkeit des Bewußtseins: Was bin ich doch für ein Kerl! Eine längst verfllossene Malerzeit taucht wieder auf. Man glaubte sie überwunden. Diese Zeit des Keizerlich-Genialen. Das breite Lachen ist charakteristisch auf dem Selbstporträt.

Am Eignen fehlt's! Am eignen Sehen, Suchen und Erringen. Wo er das geben soll, wird er simpel. Der eigne Glanz, der innerliche Schwung — da hapert's. Das kennzeichnet ihn als Nachahmer, der Gewonnenes leicht übernimmt, diese äußere Malerverbe. Ihn beschwert nichts. Natürlich fehlt auch der „Akt am Kamin“ nicht und der Halbakt mit dem interessanten Gesichtchen.

Am besten wirkt das erwähnte Porträt des Dr. E. Ein gut Teil danach kommen die Landschaften und die Stilleben.

Es ist eine Talentprobe. Als viel mehr kann man es nicht gelten lassen. Das Weitere muß erst die Zukunft weisen. Er hat noch zu viel Unruhe in sich.

Doch: es ist besser, talentvolle Nachahmer zu sehen, als unfähige Köpfe, die partout etwas bedeuten wollen.

Aufdringlicher wirkt schon Robert Dreher. Sein Geschma schneift schon hinüber ins Affektier-Süßliche. Nur eine moderne Pose täuscht darüber hinweg. Von künstlerischem Wollen ist bei ihm so viel wie nichts zu spüren. Er giebt ein „Porträt der Frau St.“. Raffiniert effektiv soll es wohl sein — diese schlanke, blonde Dame, die so hübsch aus dem Wilde herausguckt, vor einem roten Seidenvorhang, an dem polierten Tisch lehrend. Da ist alles effektiv gemalt. Das Kleid, der Vorhang, der polierte Tisch! Namentlich der war ein gesundes Objekt. Und da alle diese Raffiniertheit noch nicht genügt, bekam die schlanke, blonde Dame noch einen weißen Kalabu auf die Schulter gesetzt. So ist's nur eine Herzfreude für jedes malerisch empfindende Gemüt. Ein andres Porträt einer Dame mit Kind ist zu bunt. Es wirkt nicht einheitslich. Und die Charakteristik ist hohl und äußerlich. Und der Technik fehlt das Rückgrat. Dieser Maler kann. Möchte er doch ein wenig wollen.

Auch hier giebt's aparte Stilleben zu sehen. Hellblauen Glieder in zartgrüner Vase. Und seine Tassen. Und Obst.

Diese Stilleben-Manie — apart gemalte Farbenfreuden — das ist bezeichnend.

Mit Leo v. König erheben wir uns wieder ein wenig. Er verfißt über einen breiten, gefülligten Strich und hat Freude an umgedrohenen Farben. Etwas Abglättung könnte ihm nicht schaden. Doch hat er Sinn für das Charakteristische einer Person. Seine Porträts beweisen das. Und auch für das innere Leben seiner Menschen. Vor allem: man merkt bei ihm Persönlichkeit. Diese hindert ihn vielleicht manchmal, so ungehindert frei zu schalten, wie Klein und Dreher. Wo er sich aber dann festhält, da kommt etwas Bleibendes, Schwereres zu stande. Etwas, das nicht so leicht wiegt.

Was Flaum auszeichnet, der bei Amelang ausstellt, das ist die Wucht, mit der er aus einem centralen Empfinden heraus gestaltet. Es ist etwas Musikalisches, Auflösendes, Schweißendes in seiner Kunst. Unter den Bildhauern unserer Zeit nimmt er einen eignen Platz ein. Er will zu dem Mittelpunkt hin, dem Sinn der Welt, der ihm Drang, Bewegung ist. Schaffen ist Ausströmen dieser Kraft. Es befreit die Menschen von allem Zeitlichen, Zufälligen, und richtet sein Augenmerk auf das Seelische, Innerlichst-Wirkende. So sind seine Gestalten zeitlos und doch im schärfsten Sinne zeitlich. Eine Kraft spricht daraus, die frei von Nachahmung ihren Weg sucht. Seine Menschenpaare — eines im Kampf und eines in Verzückung — sind ein deutlicher Beweis für die Fähigkeit, innerliche Regungen äußerlich vollendet umzugestalten und der Natur folgende künstlerische Wille steht auf gleicher Höhe mit der zur Anschauung zu bringenden inneren Idee. — Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

kg. Biergehölze mit essbaren Früchten. Seit vielen Jahrhunderten hat sich kein neuer Baum oder Strauch in Deutschland eingebürgert, der ehbare Früchte lieferte. Alle unsere verbreiteten Obst- und Fruchtgehölze, die bei uns ursprünglich nicht einheimisch waren, Hauspflaume, Sauerfirsche, Weinstock, Walnuß, Pfirsich, Aprikose sind bereits im frühen Mittelalter zu uns gekommen. Seitdem ist Deutschland nicht mehr mit Bäumen oder Sträuchern, die ehbare und zwar wirklich schmackhafte Früchte besitzen, bereichert worden. In neuester Zeit, in der sich ja der menschliche Unternehmungsgestalt nach allen Richtungen hin erprobt, sind nun allerdings solche Gehölzpflanzen eingeführt worden, oft mit sehr viel Kellame, aber eine größere Verbreitung haben sie doch nicht gefunden. Das liegt nun sicher daran, daß die gerühmten Früchte keinen besondern Wert besitzen und daß sie schließlich entbehrlich sind. Aber da der Reichtum an genießbaren Früchten in unserer kälteren, gemäßigten Zone entfernt nicht so groß ist, wie in den milderen oder gar heißen Ländern, so sollte man diesen neu eingeführten Fruchtgehölzen immerhin einige Aufmerksamkeit schenken. Oft hat die Einführung neuer

Nahrungspflanzen — z. B. der Kartoffel und neuerdings der Tomate — zunächst schwer mit den Vorurteilen des Volkes zu kämpfen, so könnte es ja möglicherweise mit der Einbürgerung dieser Gehölze auch sein. Unter den Neueinführungen verdienen vielleicht zwei besondere Beachtung, weil sie, wenn selbst ihre Früchte weniger Anhang finden sollten, doch noch immer einen großen Nierwert besitzen.

An erster Stelle ist die ehbare Delweide (*Elaeagnus longipes*) zu erwähnen, die aus Japan stammt. Sie ist keine Weide, sondern gehört einer Pflanzenfamilie an, die noch eher unsrer Kern- und Steinobstgewächsen nahe steht. Die Delweide bildet einen kleinen Strauch von einem bis anderthalb Metern Höhe mit hübschen länglichen, graugrünen Blättern. Im Mai hängt sich der kleine Strauch mit zahlreichen gelben Blüten, die sehr angenehm riechen. Am schönsten aber nimmt sich die Delweide aus, wenn sie im Sommer mit Früchten beladen ist. Sie pflegt sehr dicht mit Früchten bedeckt zu sein, und diese geben ihr einen herrlichen Schmuck. Sie sind so groß wie Kirschchen, ihre Farbe ist aber mehr braunrot, ein angenehmer rötlicher Bronzeton, und ihre Gestalt ist etwas länglich. Im Geschmack halten sie etwa die Mitte zwischen Kirschchen und Pflaumen. Unangenehm dürfte der Geschmack wohl keinem sein, für manchen sind die Früchte geradezu eine Delikatesse. Ob sie aber allgemein Anhang finden werden, das muß erst die Zukunft lehren. Einen Vorzug haben die Früchte noch. Sie reifen zu einer Zeit, wo an Früchten gerade Mangel herrscht, nämlich im August, wenn Kirschchen und Beerenobst vorüber und Birnen und Äpfel noch nicht recht reif oder wohl-schmeckend sind. So ist denn ein Versuch mit der ehbaren Delweide sehr anzuraten; die größeren Baumschulen besitzen sie.

Dasselbe gilt von der ehbaren Eberesche (*Sorbus aucuparia fructu dulci*). Dieser Baum ist nichts als eine Abart unsrer bekannten Eberesche, die mit ihren zierlich gefiederten Blättern, ihren leuchtenden weißen Blütenbalden und ihren herrlichen scharlachroten Früchten eine der schönsten einheimischen Gehölz-pflanzen darstellt. Dieselben zierenden Eigenschaften besitzt nun auch die Abart mit den ehbaren Früchten, wie sie denn überhaupt äußerlich der Stammart vollständig gleicht. Sie stammt aus dem nordöstlichen Oestreich und wird namentlich in Südrusland viel angebaut. Ihre Früchte haben einen süßsäuerlichen würzigen Geschmack, können aber auch wie Preiselbeeren eingemacht werden und liefern alsdann ein er-schickendes, wohl-schmeckendes Kompott. Die Eberesche gedeiht ebenso wie die ehbare Delweide auf jedem nicht ganz sterilen Boden, beide sind in keiner Beziehung anspruchsvoll, beide sind auch vollkommen winterhart. Wer gern interessante Neuheiten in seinem Garten an-pflanzt, der möge also die beiden Gehölze anschaffen, er wird, selbst wenn ihn die materielle Seite derselben nicht befriedigen sollte, doch die Schönheit dieser beiden Pflanzen anerkennen müssen. —

u. Warum brechen die Lampencylinder? Die Hauptursache des Zerbrechens von Lampencylindern ist natürlich die Ungeschicklichkeit der Menschen. Aber selbst wenn man die Lampencylinder nicht auf die Erde wirft, sie nicht gegen metallene Gegenstände stößt und — ein sehr beliebtes Zerstörungsmittel — sie auch nicht ichief auf die Lampe steckt, sie also im allgemeinen sorgfältig behandelt, sind die Cylinder der Petroleumlampe doch weniger lange zu be-halten als die der Gaslampen. Die Ursache ist im Petroleum selbst zu suchen. Bei seiner Reinigung erhält es einen freilich geringen, aber immerhin schädlichen Gehalt von Schwefelsäure. Beim Brennen gelangt diese Säure auf den Cylinder und setzt sich besonders stark an der Stelle über der Einschnürung an. Von dort ist sie, da sie sehr fest haftet, auch beim gewöhnlichen Reinigen der Cylinder kaum zu entfernen, sie bildet vielmehr mit dem Glase eine chemische Verbindung, und in-solge davon ist der Cylinder an der bezeichneten Stelle weniger widerstandsfähig und zerbricht dort sehr leicht. —

Aus dem Tierleben.

k. Tiere als Spahmacher. Ueber dieses Thema schreibt Henri Coupin in der „Revue“ einen unterhaltenden Artikel, in dem er eine Anzahl Beobachtungen aus dem Tierleben zusammen-stellt. Der Sinn für Späße, der so verbreitet bei den Menschen ist, kommt auch bei manchen Tieren vor. Die Koffen, die die Tiere ver-anstalten, haben jedoch nicht nur den Zweck, sie zu belustigen, oft dienen sie auch dazu, sich zu rächen oder sich irgend einen Vorteil zu verschaffen. Einen Fall einer richtigen „Komödie“ hat Levaillant von einem seiner Affen berichtet, Nees, den er im Verdacht hatte, daß er ihm Eier stehle. „Ich stellte mich eines Tages auf die Lauer, um zu warten, bis die Henne durch ihr Gackern ankündigte, daß sie ein Ei gelegt hatte. Nees lag gerade auf meinem Wagen; kaum hatte er das erste Gackern des Huhnes gehört, als er sofort herabsprang, um das Ei zu holen. Als er mich sah, blieb er plötzlich stehen und nahm eine völlig gleichgültige Haltung an, wiegte sich einige Zeit auf den Hinterfüßen, blinzelte unschuldig mit den Augen, kurz, brauchte alle List, um mich von seiner Fährte abzubringen und über sein Vor-haben zu täuschen.“ Man könnte glauben, daß es sich um ein Kind handelt, das bei einem Vergehen ertappt ist. Die Hunde haben oft ein Ziel, wenn sie ihre Verstellung vorführen. Ich hatte einen Hund, der zu hinken anfing, um nicht bestraft zu werden, wenn er aus dem Hause kam, dessen Verreten ihm verboten war. Und zwar hinkte er um so stärker, einen je größeren Raub er begangen hatte, so daß schließlich seine Durchtriebenheit ihm zum Schaden wurde, da sie mit

Sicherheit anzeigte, daß er in der Küche oder Vorratskammer geflohen hatte. M. W. Groß erzählt folgenden Zug von einem Terrier: „Dieser Terrier fing gern die Fliegen an den Fensterscheiben, aber es ärgerte ihn, daß man sich über ihn lustig machte, wenn ihm ein Fang nicht glückte. Eines Tages lagte ich absichtlich übertrieben laut bei jedem Nislingen von seiner Seite, da ich sehen wollte, was er tun würde. Meine Heiterkeit trug dazu bei, ihn noch ungeschickter zu machen. Endlich wurde sein Kummer darüber so groß, daß er in Ermangelung eines wirklichen Fanges sich anstellte, als ob er eine Fliege gefangen hatte; er machte die entsprechenden Bewegungen mit dem Maul und mit der Zunge und rieb seinen Hals gegen den Fußboden, wie um sein Opfer zu zerdrücken — worauf er mich mit triumphierender Miene ansah. Er hatte keine kleine Komödie so gut gespielt, daß er mich sicher geläuscht hätte, wenn ich nicht zufällig bemerkt hätte, daß die Fliege noch immer an der Fensterscheibe saß. Ich lenkte seine Aufmerksamkeit auf diese Tatsache und darauf, daß keine tote Fliege am Boden lag; als er sah, daß seine Heuchelei ent-larvt war, zog er sich tiefbeschämt unter ein Möbel zurück.“ Romanes erzählt eine hübsche Geschichte von der List eines Papageis. Eines Tages hatten die Skage und der Papagei einen Streit; nach einigen Zornesbezeugungen machten sie aber Frieden, wenigstens anscheinend. Ungefähr eine Stunde später rief Polly, der Papagei, der auf dem Tischrande saß, mit liebevoller Stimme: „Puß, Puß, komm doch, komm doch Puß.“ Bei diesem Ruf lam die Skage Puß heran und hob ihren Kopf in aller Unschuld empor. Darauf wartete Polly aber nur, denn er ergriff mit seinem Schnabel eine Milchschale, die in der Nähe stand, goß sie über die Skage aus und slog davon, während Puß ganz von der Milch bedeckt war.“ —

Humoristisches.

— Aus der Schule: Lehrer: Warum werden die Affen auch Vierhänder genannt?

Schüler: „Bitte, weil sie auch mit den Füßen etwas in die Hand nehmen können.“ —

— Aus dem naturgeschichtlichen Auffascheft einer höheren Tochter. „Wenn der Herbst kommt, hängt sich die Fledermaus auf, — wegen Mangel an Nahrung.“ — „Im Mittelalter wurden die Falken als Jagdhunde benutzt.“ — „Der Haijisch ist ein Seeräuber, — wenn er fressen will, muß er am Rücken schwimmen, weil er ein verkehrtes Maul hat.“ —

— Schwäbische Aesthetik. Ein Berliner und ein Schwabe unterhalten sich über die verschiedenen Litteraturgattungen. Der Berliner meint, es sei manchmal nicht ganz leicht, sie von einander zu unterscheiden. Der Schwabe sagt:

„Des isch ganz einfach. Des läßt sich bei ene jede Schrift-steller ganz genau angebe. Die, wo's lang mache, des sein die Romanciers, die, wo's kurz mache, des sein die Novellische, die, wo's in Verse mache, des sein die Yriler, un die, wo's in Geschbräch mache, des sein die Dramatiker.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Das vieraktige Schauspiel „Der Teufelskerl“ von Bernard Shaw geht noch in dieser Saison im Berliner Theater in Scene. —

— Wilhelm Weigands fünfaktige Tragödie „Tessa“ wurde vom Karlsruher Hoftheater zur Aufführung an-genommen. —

— Dreiners Komödie „Das Thal des Lebens“ ist, nach einigen Strichen, von der Censur zur Aufführung am Wiener Carl-Theater zugelassen worden. Beim Gastspiel des Ensembles des Berliner Deutschen Theaters wird das Stück gegeben werden. —

— d'Alberts Musikdrama „Tiefland“ erlebte mit großem Erfolg in Leipzig die erste deutsche Aufführung. —

— Im Mailänder Scala-Theater ist Giacomo Puccini's neue Oper „Madame Butterfly“ mit Paulen und Trompeten durchgefallen. —

— Die Große Berliner Kunstausstellung 1904 und die Secessions-Ausstellung niederländischer Meister des 15. und 16. Jahrhunderts und holländischer Meister des 17. Jahrhunderts zu sehen. —

— In der Columbia-Universität (Nord-Amerika) haben zwei Professoren, die an dieser Hochschule die Lehrstühle für Litteratur und für schöne Künste inne hatten, ihre Stellen niedergelegt mit der Begründung, daß die überwiegende Mehr-zahl der Studenten an jener Universität geradezu „Barbaren“ seien, und daß es eine bloße Zeitverschwendung bedeute, solchen jungen Leuten irgend welche künstlerische Bildung beibringen zu wollen. —

— Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 21. Februar.